UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Vom Wesen und Werden deutscher Formen

geschichtliche Betrachtungen

Holbein der Jüngere und das Ende der altdeutschen Kunst - Text und Tafeln

Pinder, Wilhelm

Tübingen, 1951

Einleitung

urn:nbn:de:hbz:466:1-41842

Visual Library

EINLEITUNG

Niemals, seit es sie gibt, ist die deutsche Kunst weitesten Sinnes, die Kunst also *aller* (nicht nur der sichtbar gestalteten) Formen des höheren Ausdrucks, gänzlich ohne Kraft, ja auch nur ohne sehr besondere, ihr allein eigentümliche Leistungen geblieben. Sie hat wohl karge Zeiten gekannt, aber dann wartete und wuchs doch ihr auf lange hin unzerstörbares Wesen immer noch unterirdisch weiter. Mit erschütternder Gewalt brach es jedesmal neu hervor, einer Gewalt, die unter dem harten Druck unserer schweren Gesamtgeschichte oft heißer sprudelte und seltsamere Gestalt annahm als bei den Nachbarn. Einige Male hat unsere Kunst wahre Geniezeiten erlebt. Danach folgte jedesmal ein Naturvorgang der Umsetzung, der wie Zersetzung aussehen konnte. Doch was hieße hier Zersetzung? Auch der Herbst zersetzt, aber ohne ihn wäre kein Frühling, und selbst der Winter ist kein Tod. Nicht das Ganze der deutschen Ausdrucksgeschichte hat, einer Pflanze vergleichbar, Werden, Blüte, Verfall – bis jetzt jedenfalls ist es klüger, nicht so zu sehen. Man schaltet dann nicht den menschlichen Willen aus, man sieht auch *mehr*, wenn man sich nicht in eine einzige Richtung reißen läßt. Nicht so sehr dem Schicksal eines Einzelorganismus gleicht bis jetzt das Schicksal unserer Kunst im Ganzen (eine der üblichsten und gefährlichsten Verwechslungen!), weit eher trifft der Vergleich mit dem Rhythmus der Jahreszeiten zu, der sich ständig aus sich selbst erneut. Gleich der Natur selbst, die in Gezeiten denkt, umfaßt eine so große Kunst wie die deutsche zahllose Einzelorganismen, also vor allem Menschen, und *diese* müssen gewiß Werden, Blühen und Verfall durchleben. Doch ist die Übertragung von Einzel-Schicksalen auf übergeordnete immer ein gefährliches Wagnis der Vorstellung, und noch gefährlicher ist der Vergleich pflanzlicher Lebensformen mit Formen menschlichen Verhaltens.

Gewiß, auch die Erde ist nicht ewig, und auch das Ganze unserer Kunst wird in weiter Zukunft einmal nicht mehr da sein. Dann wird die abendländische Kultur selber eine ferne Gestalt geworden sein, gleich der Antike. Dann, aber auch erst dann, mag es Zeit sein, das riesenhafte Naturgesche-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hen der abendländischen – damit auch der deutschen Kunst wie einen einzigen Organismus anzublicken, dann wohl auch in Werden, Blühen, Verfallen, trotz aller Gezeiten, trotz Wellenberg und Wellental. Allgemeinste Züge dieses Gesamtschicksals, wie sie hinter der Formengeschichte zu ahnen sind, namentlich das Verhältnis der Kunst zum Religiösen, die Rolle des Betrachters, die Verschiebung in der Führung von Kunst zu Kunst, werden schon jetzt angemerkt; schon in den früheren Bänden dieses Versuches geschah dies. Wir reden uns also durchaus nicht ein, daß „alles immer bliebe". Nur uns Lebenden, die wir vergangenes Leben in uns weiterleben lassen wollen – was durchaus keine „Romantik", sondern *vorwärts* gewandtes Leben ist –, uns geziemt zuerst die Anschauung des großen Rhythmus, der hinter jedem Wellentale den Wellenberg so sicher weiß, wie hinter diesem das nächste Wellental.

Auf weiteste Entfernung gesehen erscheint der Rhythmus der abendländischen Kunst denjenigen Völkern gemeinsam, die diese bisher getragen haben. Doch hat innerhalb dessen auch jedes einzelne Volk noch seinen eigenen. Manchmal fällt der deutsche mit dem französischen, manchmal mit dem italienischen, manchmal mit beiden zusammen, völlig durchgehend mit keinem. Es kann nicht anders sein, denn die Schicksale der Völker selber sind verschieden, sie haben ihren verschiedenen Charakter durch eine Geschichte gefunden, die selber schon um dieser Charaktere willen verschieden werden mußte, und das deutsche Schicksal ist wohl um so viel schwerer gewesen, als der deutsche Charakter schwieriger ist.

Wir glauben im Rhythmus der deutschen Geschichte bisher drei besondere Geniezeiten hervorheben zu dürfen. Wir nennen sie Genie-Zeiten, nicht nur geniale. Die Unterscheidung ruht zum Teil auf den Verschiedenheiten unserer Kenntnis, indessen ist diese selber niemals unabhängig vom sachlich Gegebenen. Jede Geniezeit ist eine geniale Zeit, aber nicht jede geniale Zeit schon eine Geniezeit – für uns! Eine geniale Zeit wird uns zur Geniezeit erst durch den dichten Wuchs erkennbarer Großer, die von noch weit zahlreicheren Talenten umgeben sind. Eine geniale Zeit ist die ottonische gewesen, aber schon die Vorherrschaft der Baukunst, die als öffentlichste und erdgebundenste aller Künste auch die unpersönlichste ist, weiterhin die überwiegende Namenlosigkeit und Ungreifbarkeit der schöpferischen Gestalten, ihre Unerreichbarkeit für unsere Kenntnis – beides verbietet uns, da von Geniezeit zu reden. Dagegen ist eine Geniezeit, wenn auch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kleineren Ausmaßes, die Frühzeit des 15. Jahrhunderts. Sie ist es darum, weil wir hier Persönlichkeiten greifen, weil sich deutlicher das Wunder abzeichnet, daß das Genie fast niemals allein aufzutreten, die Natur vielmehr auf so anschaubare wie unerklärliche Weise Genies gleichsam in ganzen Würfen zur Welt zu bringen pflegt.

Drei besonders große Geniezeiten heben sich ab. Die älteste ist die staufische. Sie ist freilich auch diejenige, bei der man doch noch einen Streit um die Bezeichnung verstehen könnte: Geniezeit oder geniale Zeit? Sie hat die Namenlosigkeit des Künstlers, sie hat die Vorherrschaft des Hüttenwesens mit der ottonischen (und der salischen) gemeinsam. Dennoch treten die großen Einzelmenschen – auch wenn sie vieles durch andere mitschaffen lassen –, treten außer den großen Dichtern die Baumeister von Worms, Mainz, Straßburg-Ost, Brandenburg (Harlunger Berg!), die der Kölner Kirchen, die Bildner von Goslar, Braunschweig, Halberstadt, Freiberg-Wechselburg, Bamberg, Mainz, Straßburg, Magdeburg, tritt gar zuletzt der Naumburger Meister mit einer so persönlichen Gewalt bereits hervor, daß man doch sagen darf: diese sehr geniale Zeit ist eine Geniezeit gewesen. Völlig unzweifelhaft ist dies rund dreihundert Jahre später der Fall bei der Zeit Dürers, und abermals dreihundert Jahre später bei jener Goethes. Keine ist vom Himmel gefallen, jeder gehen großartige Bewegungen, geniale Zeiten voll strotzenden Reichtums voraus, keine ist so einseitig, daß man ihr nur einen einzigen Stil zuschreiben dürfte, jede hat ihren Ausklang, jede ihre letzte Krone, jede ihren Untergang. Jede empfinden wir als gewaltigen Wellenberg, jeder folgte ein Wellental; der Strom selber versiegte nie.

Die Darstellung, in die wir nunmehr eintreten, setzt hinter dem zweiten der großen Wellenberge ein. Sie hat zuerst von einem Untergange zu berichten. Es ist kein Untergang der deutschen Kunst selber, es ist aber der Untergang derjenigen, die wir gerne in engerem Sinne die altdeutsche nennen. Wie der zweite Band von dem Untergange der staufischen Kunst, so hat dieser vierte von jenem der altdeutschen auszugehen. Ebenso: wie jener zweite Band auf einen neuen Wellenberg zielte, die Geniezeit Dürers, so strebt dieser auf die Geniezeit Goethes zu. Nur steht außer Zweifel, daß die Goethezeit, bei der die Gesamtdarstellung enden möchte, ihre höchsten Spitzen nicht mehr in den sichtbar gestalteten Formen hervorgetrieben hat, so sehr auch ihre bildende Kunst erst von der Höhe jener Gesinnung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aus zu verstehen ist, die in Dichtern, Denkern und Musikern Deutschland damals an die Spitze Europas gestellt hat.

Diese Verschiebung in den tragenden Künsten, zusammen mit der Entfernung aller abendländischen Kunst aus dem seelischen Raume der religiösen Verehrung – ein sehr ausgedehnter und schon seit langem vorbereiteter Vorgang –, sie gehört nun freilich zu jenen Zeichen, die wir über die Gezeiten der Formengeschichte hinweg bereits als Züge eines abendländischen Gesamtschicksales ansehen müssen. Dies ist, was wir durchaus unabhängig von der Werthöhe der künstlerischen Leistungen hinter aller Formengeschichte spüren. Zuletzt werden wir, schon mit dem Ausklange der Goethezeit, vor der gewaltigsten Krise stehen. Es ist jene, die sich vor uns selber erhebt und unsere eigene Aufgabe ist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN